

(Nachdruck verboten.)

40] Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

„Das ist traurig,“ sagte Asmus gedankenvoll, „traurig und schrecklich. Ich gestehe Ihnen offen, daß auch ich gegen Ihre Schrift manches einzuwenden habe; aber das Ganze Ihrer Gedanken und Forderungen erschien mir wahr und herrlich. Und sollten nun nicht die Menschen jubelnd herbeieilen und rufen: Hier ist etwas Neues und Köstliches — es ist noch nicht vollkommen — aber kommt alle herbei, es zu hegen und zu fördern, etwa so wie die Verwandten sich fröhlich um eine Wiege scharen und sich geloben, das Neugeborene zu schützen und zu pflegen, daß es groß und stark werde?“

„Lassen Sie sich zur Antwort darauf erzählen, daß mein Direktor mich seit Wochen an allen Ecken und Enden inspiiziert und zurechtweist, obwohl er ganz genau weiß, daß ich meine Pflicht tue. Er will mir zu Gemüte führen, wie vermessend es von einem fehlbaren Menschen gewesen, gegen den von Gott geoffenbarten Gymnasialunterricht zu schreiben. Und gestern war auch richtig der Herr Regierungs- und Schulrat da und hospitierte vier Stunden hintereinander bei mir. „Suchet, so werdet Ihr finden,“ sagt der rachsüchtige Gerichtsdienner bei Sebhel. Und natürlich wurde was gefunden. „Gebt mir zwei Worte von einem Menschen, und ich will ihn an den Galgen bringen.“ Laßt einen Schulmeister fünf Minuten unterrichten, und ich will ihm den Hals brechen. Zwar den Hals konnte mir der Herr Regierungsrat nicht brechen; aber hundert Nadelstiche erzielten ja mit der Zeit denselben Effekt. „Sie haben die und die Gesänge der Odyssee nicht behandelt.“ — „Sie haben am 13. April das vorgelesene Extemporale ausfallen lassen.“ — „Sie sind mit dem Geschichtspensum im Rückstande“ usw. usw. Es stimmte alles. Und wenn der Mann gesagt hätte: Ihr ganzer Unterricht taugt nichts, so würde er für jenen Tag gewiß und vielleicht überhaupt recht gehabt haben; denn wenn man in den Zwiesfalt zwischen Altem und Neuem gestellt ist, kann man nichts Ganzes schaffen. Nach meinen Ideen darf ich nicht arbeiten, und nach den alten kann ich nicht arbeiten, weil es gegen das Herz ist.“

„Aber forschte er denn nicht vor allen Dingen, ob Ihre Schüler geistig frisch und lebendig seien, ob sie einen neuen Stoff mit Begierde und Klarheit ergriffen, ob sie in sittlicher Hinsicht lauter, ehrlich, wahrhaftig seien —“

„Vielleicht tat er das im stillen — ich sah ihn freilich keine Anstrengungen machen. Dazu war er ja auch nicht geholt und geschickt. „Kumolt soll stranguliert werden,“ flüsterten sich die Schüler zu. Die Jugend hat jenes intuitive Auge, das durch die Hüllen dringt.“

Die Stimmung, mit der Asmus dem Besuch beim Schulrat entgegenseh, war durch das Gespräch nicht gehoben worden. Um so fester war er entschlossen, sich nichts Unwürdiges bieten zu lassen.

Als er ins Amtszimmer des Schulrats gerufen wurde, saß Drögemüller schon da. Asmus verbeugte sich vor dem Schulrat, und dieser rief:

„Guten Tag, Herr Semper. Setzen Sie sich.“

„Herr Drögemüller,“ begann alsdann der Schulrat, „hat allerlei Klagen gegen Sie vorgebracht. Meistens handelt es sich um Kleinigkeiten, die ich nicht berühren will. Aber Herr Drögemüller beschuldigt Sie der fortgesetzten Renitenz; was haben Sie dazu zu sagen.“

„Herr Schulrat,“ sagte Asmus, „ich kann Sie ja selbst als Zeugen darüber anrufen, ob ich in den vierundeinhalb Jahren, da ich Ihr Schüler war, eine renitente Veranlagung bekundet habe —“

„Det haben Se nich,“ sagte Korn mit Nachdruck.

„Ich bin auch nicht so töricht, zu meinen, daß ein Hauptlehrer lauter vortreffliche Anordnungen treffen müsse und daß ein Lehrer berechtigt sei, sich gegen jede Verfügung, die ihm verfehlt erscheint, aufzulehnen. Ich füge mich gern, soweit es möglich ist, wenn man mir mit Vertrauen begegnet

und wenn man mich nicht in meinen besten Kräften lahmlegt. Das tut aber Herr Drögemüller. Gleich zu Anfang schon verlangte Herr Drögemüller von uns drei neuangestellten Lehrern, daß wir alle auf dieselbe Weise den Leseunterricht erteilen sollten, und zwar auf die von ihm vorgeschriebene Weise —“

„Aber Herr Semper,“ lachte Korn, „det müssen Se mißverstanden haben; sonst müßte ja Herr Drögemüller (er deutete auf die Stirn) hier nich ganz richtig sein!“

Drögemüller erblakte sehr tief. „Ich habe es keineswegs befohlen,“ stammelte er, „ich habe es nur gewünscht —“

„Warum?“ fragte Korn.

„Weil — weil es doch wünschenswert ist, daß der Unterricht an einer Schule gleichmäßig erteilt wird.“

„Warum?“ fragte Korn.

„Nun — es ist dann doch — alles — übersichtlicher —“ Drögemüller machte eine vage Handbewegung.

„Wieso?“ forschte der grausame Korn.

„Man kann doch dann die Fortschritte besser kontrollieren.“

„So. Na, dann weiß ich schon Bescheid. Wat woll'n Sie sagen, Herr Semper?“

„Herr Drögemüller hat allerdings die Form des Wunsches, aber den Ton des Befehls gewählt, und da ich diesen Wünschen nicht nachkomme, verfolgt er mich mit Aufpassereien, die mich ärgern und fränken müssen und die mir die Lust an der Arbeit vernichten.“

„Na, ja, zum Aufpassen ist Herr Drögemüller ja da,“ sagte Korn, der das Gefühl hatte, daß er den zusammengeunkenen Drögemüller ein wenig wieder aufrichten müsse; „es gibt leider auch faule und unfähige Lehrer, die 'n Aufpasser brauchen. Aber schikaniert wird hier keiner,“ fuhr er mit erhobener Stimme und mit einem Seitenblick auf den Ankläger fort. „Wenn ein Lehrer was kann und was will, dann soll er jede mögliche Freiheit genießen und nicht mit Quisquilien behelligt werden. Aber vergessen Sie nich, Herr Semper, dat Se Beamter sind, den Rat jebe ich Ihnen. — Sie können gehen, Herr Drögemüller. Sie bleiben noch, Herr Semper.“

„Soll ich Sie an die Seminarschule versetzen?“ fragte Korn, als sie allein waren.

Das war sozusagen eine Beförderung; denn es stand fest, daß die Lehrer an der Seminarschule schneller avancierten als die anderen. Mit dieser Kenntnis hatte Asmus immer die Vorstellung von Karrierelust verbunden, und diese bloße Vorstellung genügte, ihn zurückzuschrecken. Es mußte ja Aufpasser geben in der Welt; aber er mochte keiner sein. Und wo man Karriere machte, da paßten gar die Strebenden einer auf den andern!! Er fand es ungleich schöner, immer in unmittelbarer Verbindung mit den Kindern zu bleiben. Konnte man sich Pestalozzi als inspizierenden Oberlehrer denken? Asmus sah ihn immer nur unter Kindern.

„Ich danke Ihnen sehr, Herr Schulrat,“ sagte Asmus, „aber ich möchte die Kinder, die ich nun einigermaßen kenne, noch einige Jahre weiterführen. Und dann hab' ich in meinem Kollegium so liebe Freunde gefunden, daß ich mich ungern von ihnen trennen würde —“

„Na, wenn Se nich wollen —“ rief Korn in halber Verstimmung, „denn sehn Se zu, wie Sie sich mit dem Drögemüller vertragen. Mit'm Kopf durch die Wand kann keiner, und jefallen lassen müssen wir uns alle was. Ich auch. Adieu!“

„Adieu, Herr Schulrat. Herzlichen Dank!“

Asmus verließ das Gebäude der Oberschulbehörde mit dem frohen Gefühl, daß es Männer gebe, denen alle hierarchische Rangordnung nichts gelte, wenn es sich um Recht und Billigkeit handle. Er war fest überzeugt, daß die Welt überhaupt so eingerichtet sei, und daß man, wenn man sich nur nicht beim Unrecht beruhige, immer zuletzt den Ort finden müsse, wo das Recht in smaragdener Schale aufgehoben und gehütet sei wie das heilige Blut der Welt. So blickte er gläubig und heiter in den schönen Frühlingstag, während zu Hause auf seinem Tische das Schicksal lag und lauerte, um ihm die Krallen ins Fleisch zu schlagen.

44. Kapitel.

(Zwei Briefe, und jeder ein Schlag.)

Er hatte seine Eltern nichts von der Vorladung vor den Schulrat gesagt, um sie nicht zu beunruhigen; er sagte ihnen auch nichts von dem Ausgange; denn seine Mutter würde doch Bemerkungen über seinen „Sibkopf“ gemacht haben. Eben weil sie so hibklopfig war, verurteilte sie alle Sibkopfigkeit.

„Drinnen auf'm Tisch liegen zwei Briefe für dich,“ sagte Frau Rebekka.

Eilig ging er hinein, öffnete den einen der Briefe und las:

Gilde Chabonns
Germann Kiefer
Verlobte.

Hamburg, den — — —

(Fortsetzung folgt.)

Sezession 1908.

Von Ernst Schür.

IV. Plastik.

Kein Werk von überragender Bedeutung, das der Plastik eine wenn auch nicht neue, so doch eigenartige Prägung gebe, beherbergt diesmal die Sezession. Die Jugend kommt hier nicht so ausschlaggebend zur Geltung, wie es für die Malerei der Fall ist. Im Grunde nur Variationen, die die alten Kräfte an der Arbeit zeigen.

Gerade die großen Werke lassen manches vermischen. Die große Bronzegruppe von Dyppler (Simon und Dekla), die gleich im Eingangssaal steht, leidet unter einer bedenklichen Theaterei, die statt Leben Pose gibt und so wenig die formalen Gesetze beachtet, daß das Künstlerische hinter dem Inhaltlichen arg zurückbleibt. In beinahe verkehrender Art schimmert das Modell und das Klischee hindurch, und es ist dem Künstler nicht gelungen, die große Form, die in diesem Vorwurf liegt, herauszuholen.

Auch der Speerträger von Cauer, der im großen Mittelsaale steht, ist nicht von innerem Leben erfüllt. Er steht da wie eine leere Figur, ohne jene drängende Fülle des Seins, sei sie realistisch oder formal, die der Plastik erst Leben gibt. Das Allgemeine wird zur Leere, und wer es fertig bringt, diese lang in die Luft nach vorn pilende Lanze einer Plastik in die Hand zu geben, läßt es noch bedenklich an dem Zusammenfassen der Massen fehlen, worin das Wesen der Fläche besteht. Von Cauer hängt im Eingangssaal noch ein Relief „Fischer“, das auf den ersten Blick bedeutend erscheint. Das Formale ist betont. Die Figuren sind gut in dem Bereich der Fläche untergebracht und heben sich breit und flächig ab. Doch wirkt diese Manier, da sie übertrieben ist, zu schematisch; die Figuren wirken wie aus dickem Teig ausgeschnitten; es ist eine Nachahmung römischer Reliefs ohne die Härte und Strenge der Römer. Solche Kunst muß zum Typischen streben; hier haftet das Individuelle zu stark an der Form. Es besteht ein Widerspruch. So wirkt das Relief plump, und wenn man die Hand des einen Stehenden betrachtet, die so gar nicht im Reliefstil gefühlt ist, die nur ungeschickt dem Leben nachgeahmt ist und die Hebertragung in den Stil nicht mitmacht, dann weiß man, daß diese Form nicht innerlich gefühlt, sondern nachgeahmt ist.

Der Brunnen von Pöppelmann gefällt wegen der Schlichtheit des Motivs, einer todenden weiblichen Figur, die in weichen Massen lebendig durchgeführt ist.

Am meisten Größe hat die „Ruhende Figur“ von Engelmann, die im Mittelsaal steht. Der poröse, braune Stein ist gut gewählt. (Wie überhaupt die moderne Plastik in der Wahl des Materials, die nicht immer schematisch den Marmor nimmt, sich auszeichnet.) Die Behandlung des Körperlichen hält wohlwendig die Mitte zwischen Individuellem und Allgemeinem. Eine gewisse Abtönnung der Kontraste gleicht fein alles Edige aus. Man könnte diese weiche und doch strenge Art malerisch nennen. Maillol, der Franzose, hat diese Behandlung aufgebracht. Und er wiederum hat sie von den Griechen. So schimmert auch hier das hohe Vorbild griechischer Plastik hindurch, auf dem Umweg über Maillol.

Im Eingangssaal steht noch der „Abket“ von Hengstenberg. Er bleibt im Modell stehen. Photographiemäßige Wirkung.

Wie das gemeint ist, das mag man aus dem daneben befindlichen „Dorso eines Ringers“ von Rejzner ersehen, der eine gewisse dekorative Größe durch bewußt energische Behandlung der Körperformen gewinnt. Man mag diese Art als ein wenig übertrieben bezeichnen; es steckt aber wenigstens eigenes Wollen darin.

Im gleichen Saale, in der gegenüberliegenden Ecke, steht ein Werk von Friedrich, der „Tanzier“. Auch hier der gleiche Mangel. Das Individuelle des Modells ist nicht charakteristisch genug, um Interesse zu erwecken, es ist aber auch nicht so abgedämpft, um die Form beherrschend zu lassen. Eine mühselige Arbeit, ohne Temperament, ohne Wollen,

Wie sehr das Material mißspricht, das steht man an der Figur eines stehenden Mädchens von Haller, im linken vorderen Ecksaal. Ein Guß in Steinmasse, dessen lockere Oberfläche dadurch sehr fein belebt wird und dem Auge viel Reiz gewährt.

Eine eigene Erscheinung ist Parlach, der zeigt, wie gut aus dem ganz Individuellen eine Form gewonnen werden kann, die sich ganz von dem störenden Detail befreit. Sein „Steppenhirt“, sein „liegender Bauer“, sein „sitzendes Mädchen“ (Arbeiten in Holz) haben eine besondere Art der Materialbehandlung. Breit, markant treten die Flächen heraus. Eine gewisse Verbtheit und Ungelenkheit kommen dem Ausdruck vorzüglich zustatten. Diese Figuren haben eine ruhige, große Reliefwirkung.

Als Relief eigenartig sind die Reliefplatten für ein Grabdenkmal von Waldschmidt. Jarlling; zurückhaltend in der Form. Wie eine Zeichnung wirkend. Aber doch tritt hervor, daß dieser Künstler die Form beherrscht. Trotz der anscheinenden Flüchtigkeit der Behandlung spürt man die Genauigkeit der Zeichnung.

Georg Kolbe ist als Künstler eine Persönlichkeit, auf die sich die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde seit einiger Zeit richtet. Diesmal ist er nicht gut vertreten. Die „Brennengruppe“ im Eingangssaal ist in der Auflösung der Massen in freie Gliederung verfehlt. Das Ganze ist eine Impression. Das Vorbild ist Rodin. Aber es fehlt das neue, formale Leben. Man sieht durch die Beine der Schreitenden hindurch. Bewegung ist in der Gruppe. Auch die Oberfläche der Körper ist gut behandelt, wirkt leicht und lebendig. Die „ringenden Kinder“ haben in der Bewegung Frische, und lustig wirkt, wie die Weinstellung als Stützpunkt benutzt ist. Eine gewisse primitive Note, die an Maillol erinnert, weiß Kolbe seinen Schöpfungen mitzugeben.

Auch die Kleinplastik bringt es hier zu keiner überragenden Erscheinung, obwohl auf diesem Gebiet wohl Treffliches geleistet werden könnte. Die Bronze (Venus) von Levi wirkt pappig und glatt. Größer gesehen ist die „Tanzende“ von Willy Steger; eine gewisse Herbigkeit in der Bewegung verrät Eigenart.

Kleinfiguren findet man auch in der Vitrine, die im Mittelsaal steht. Kaum fingergroße Kinderfiguren und Grüppchen von Kraus, den italienischen Kinderfiguren auf den alten italienischen Bildern ähnlich. Schnelle, momentane Schöpfungen von formalem Reiz in der Vermeidung des Details. — Die farbigen, glasierten Originalkeramiken von Pottner, Tierfiguren, fesseln durch die malerische Behandlung des Farbigen, die vielleicht manchmal etwas bunt wirkt, aber doch künstlerisch bleibt. In feinem Schmelz gehen die Mäncen wohl in einander über. Ein feiner, grauer Ton überzieht das Ganze, das Weiß, Blau, Rot und Grün. Manchmal scheint das Vorbild der Natur zu getreu kopiert. Doch gewinnt das Impressionistische dieser Behandlung viel Reiz. Und jedenfalls muß man diesen Arbeiten auf dem Gebiete der Keramik eine Sonderstellung einräumen. Die alte Art der Farben- und Glasurenbehandlung ist hier in der naturalistischen Gestaltung beibehalten. Nur das Weiße, Malerische ist das Moderne daran.

Die Medaillen von Unterholzner (Wien) im Eingangssaal zeichnen sich in den besten Arbeiten durch eine flächige, malerische Behandlung aus, die namentlich in den größeren Gruppendarstellungen zum Ausdruck kommt.

Ein Spezialgebiet der Plastik gehört dem Porträt. Hier gewinnt die Frage, inwieweit Charakter und Schönheit, Form oder Naturnachahmung gegeneinander abzuwägen sei, besondere, aktuelle Bedeutung.

Ein Bildhauer z. B. wie Dyppler beharrt ganz im Einfach-Realistischen. Das Naturvorbild gibt ihm einigen Anhalt, das Markante zu betonen, jedoch nur so mäßig, daß die Form, die sonst akademisch wäre, nicht langweilig wirkt. Eine ganze Reihe solcher Porträtbildnisse stehen gleich im Eingangssaal. Individuelle, aber nicht sehr künstlerische Behandlung. Dem auch das Individuelle ist hintenangehalten und kommt über ein paar Mädchen in der Kopfhaltung, im „lebendigen“ Ausdruck nicht hinaus. Alte, Junge, Kinder, Männer, Greise betwältigt so der Künstler mit einem Können, das mehr soliden Fleiß als Eigenart verrät.

Dagegen zeigt Albiker mit einer kleinen Bildnisbüste in Terrakotta, wie individuelle Erscheinung und plastische Form eins werden kann, wie aus ihr Nahrung für sie gezogen werden kann. Das Individuelle ist ein wenig gesteigert und so das Charakteristische dem Typischen genähert. Der Eindruck ist ruhig und angenehm. Auch wer die dargestellte Person nicht kennt, erfreut sich an der ruhigen Verteilung der Massen. Auch das „sitzende Mädchen“ (ebenfalls Terrakotta) hat diese eigene Ruhe und Schönheit, die sich einstellt, wenn das Detail überwunden wird und zugunsten der großen Erscheinung zurücktritt. Durch die interessante Behandlung der Oberfläche, die ein wenig aufgelockert ist, um die Glätte zu vermeiden, durch die breite Führung der Massen reizt dieses Werk zu nachhaltiger Betrachtung.

Neben Albiker ist Gerstel zu nennen, dessen Art fast die gleiche ist, beide gehen auf dasselbe Vorbild Maillol zurück. Der „weibliche Kopf“, die „Italienerin“, die „Masse“, sie alle haben jene eigene Sprache, die in Ruhe das Markante sagt. Harmonie ist der Eindruck, Harmonie ohne jener lästigen Weisheit des Langweiligen. Auch Gerstel behandelt die Oberfläche ähnlich wie Albiker, die dadurch eigentümlich belebt wird.

Die Wästen von Klimsch haben etwas Nervös-Urräthiges, Außerliches. So freut man sich schon über eine Arbeit, wie die

von Förcher, wo das stilifizierte behandelte Haar und das Material (grauer Marmor) eigen wirkt.

Die Tierplastik ist diesmal nicht so markant vertreten wie sonst. Das macht: Gaul fehlt, der sonst jene eigentümlichen Tiererschöpfungen gibt, die ihre Besonderheit so scharf und konzentriert betonen, daß Naturnachahmung, eindringlichst befolgt, Stil und Delorationsform wird.

Das kann man von Tuallons nicht sagen, der im seitlichen Längssaal steht. Er hat etwas Schematisches, Akademisches, ja Photographiemäßiges. Er hat eine gewisse Eleganz und Glätte, die wir nicht gern sehen. Wohl, man merkt, diese Feilung und Ausgleichung ist bewußt, ist Absicht. Und in der Behandlung des Kopfes, des Halses, der Muskelpartien der Schenkel zeigen sich Feinheiten. Aber die Ausführung des Beweihs, der Fülze stört durch allzu genaues Detail, und von weitem gesehen erscheint das Ganze nicht kräftig und eigen genug.

Ein kleiner fressender Panther von Schliephade hat in den weichen, fließenden Massen der Bewegung Eigenart.

Mit einigen Werken ist das Ausland vertreten, überwiegend Frankreich.

Robin mit einer Bildnisbüste, die zeigt, wie fein ein Plastiker individuelle Erscheinung und allgemeine Form vereinen kann. Dieses Bildnis hat scharfe, prononzierte Erscheinung. Aber eine gewisse weiche Behandlung der Formen dämpft diese Note wieder ab, und so ist diese Büste ein treffliches Beispiel einer Vereinigung von Naturnachahmung und Form, Leben und Stil. (Neben Robin steht ein Relief von Hildebrandt, ruhig und groß in der Form, ein wenig akademisch.)

Maillois Werke (der nach Robin als Bildhauer vorbildlich hervorgetreten ist) sind ungleich. In einer kleiner Bronzegruppe (im mittleren Rücksaal) zwei kriechende Figuren, die einen Kranz über sich halten, eine Penelope, klingt der Empiriestil an, und man wundert sich, bei einem so eigenen Können diese Anlehnung zu finden. Dagegen zeigen die anderen kleinen sitzenden und stehenden Figuren die Schönheit des Ruhenden, Körperlichkeit, eine Schönheit, die an die Antike als die Lehemeisterin erinnert. Bronzen, Terrakotta und Holz. Manchmal wirken sie wie die feinen, lebendigen Tanagrafiguren.

Winne, der Belgier, gewinnt aus der stilifizierte (zum Gottischen neigenden) strengen Behandlung im Porträt wie im Figürlichen eine eigene, disziplinierte Form.

Uebersieht man also das Ganze, so wird man zusammenfassend das Urteil dahin formulieren: Das Streben zur Größe fehlt. Aber auch das Kleine könnte persönlicher behandelt sein. Es fehlt auch das energische Hinsstreben zur Form, zu einem Stil. Andererseits ist auch das Naturalistische verlassen. Wir befinden uns in einem mittleren Stadium. Man bemerkt aber, daß das Streben zum Stil (auch das Auffuchen der antiken Vorbilder ist dafür bezeichnend) ein ganz klein wenig die Wage sinken macht. Doch geschieht das noch so zaghaft, daß man gerne wünscht, die Natur möge kräftiger ausgegenügt werden, um neuen Ausdruck zu gewinnen. So bewegen wir uns in einem Zirkel. Mehr Frische und ursprüngliche Kraft täte not. Ein Geschlecht von zaghaften und temperamentlosen Schülern, die schon zu früh weise sein wollen, tritt uns hier entgegen. Da aber der Kritiker der tatsächlichen Erscheinung der Zeit gegenüber machtlos ist, muß es bei den Wünschen und der Erkenntnis bleiben, und die Zukunft ist abzuwarten.

Die Lehrer im Kampfe gegen die Schundliteratur.

Von Otto Rühle.

Mit der deutschen Lehrerversammlung, die Pfingsten dieses Jahres in Dortmund tagen soll, wird auch die Hauptversammlung der Vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften verbunden sein. Es sind dafür zwei Vorträge in Aussicht genommen über das Geschlechtliche in der Jugendliteratur und über die Frage der Altersmündart in der Jugendschrift; außerdem hat sich eine besondere Sitzung mit der Wirksamkeit der Ausschüsse während der zwei lehrerlossten Jahre und sonstigen geschäftlichen Angelegenheiten zu befassen. Um für diese Beratungen rechtzeitig die Grundlage vorzubereiten und das geeignetste Ausgangsfeld zu gewinnen, erstattet bereits jetzt in der „Jugendschriften-Warte“ der derzeitige Vorsitzende des Vorprüfungsausschusses Hamburg, Herr L. Köster, den Geschäftsbericht für 1906/08. In Anbetracht der Aufmerksamkeit, mit der die Jugendschriftenfrage — als ein organischer Bestandteil der Erziehungsfrage — besonders seit den letzten Jahren innerhalb unserer Parteitriebe verfolgt und gefördert wird, darf für die Berichterstattung über die Tätigkeit und die Erfolge der Lehrer-Prüfungsausschüsse bei sozialdemokratischen Zeitungslernern zweifellos lebhaftes Interesse vorausgesetzt werden.

Köster konstatiert zunächst die betrübende und für den Kulturstand unserer Zeit besorgniserregende Tatsache, daß die letzten Jahre auf dem Gebiete der Jugendliteratur eine wüste Produktionslosigkeit des Bücherschundes gezeitigt haben, eines Schundes, der in illustrativer wie literarischer Hinsicht gleichermaßen mächtig war und verheerend

wirkte. Einbruchs-, Entführung- und Verführungsgeschichten, in denen Detektive wie Sherlock Holmes, Pinkerton und Ned Carter die Hauptrollen spielen, Erzählungen von Buffalo Bill, Texas Jack, Sitting Bull und anderen Helden des wilden Westens, Berichte von Meutereien und grausigen Ueberfällen, nicht zu vergessen die phantastischen Ausschachtungen der Herero- und Hottentotten-Mekelen sind wie Pilze im nassen Sommer aus der Erde geschossen. Kein Wunder! Find nicht ein Sherlock Holmes mit seiner gewalttätigen und abgeschmackten Hintertreppenromantik auf der Bühne den begehrtesten Beifall gerade der — wie Schmod zu berichten pflegt — allerhöchsten Herrschaften? — und machte nicht ein Schmarren wie „Der Hund von Vaskerville“, umjubelt von dem Kunstmob der „gebildetsten“ und „distinguiertesten“ Stände, einen wahren Triumphzug durch die ganze Welt? Was stöhnt und heulmeiert ihr also, wenn schließlich das verwahrloste, um alle Bildung und Erziehung betrogene Proletariatskind an denselben Dingen Gefallen findet? Gewiß ist dies traurig; aber wenn das Pferd schon Zaum und Bügel tragen soll, darf es nicht beim Schwanz aufgejäumt werden.

Nun haben es die Jugendschriften-Ausschüsse der Lehrerschaft an zahlreichen Orten nicht an Berufen fehlen lassen, das gefährliche Unkraut aus dem Garten der Literatur und Kunst auszurotten und die Jugend vor einer moralischen und ästhetischen Vergiftung nach Möglichkeit zu bewahren. Aber die angewandten Mittel erwiesen sich als nutzlos. „Die Mächte, die die Verbreitung der Schundliteratur fördern, sagt Köster, sind mächtiger als wir. Die Hauptmacht ist das Geld. Sie äußert sich zunächst in dem großen Verdienst, den der Verkäufer einheimst. Ein Berliner Verlagshaus für Volksliteratur und Kunst“ (Berlin SO., Raumnstraße 38), das Porträts von Kaiser Wilhelm II., patriotische und religiöse Kunstblätter vertreibt, die von etwa 20 königlichen Regierungen und anderen hohen Behörden empfohlen werden, teilt mit: „Wir sind bereit, Ihnen unsere Serien Texas Jack und Sitting Bull a 5 1/2 Pf. pro Bändchen zu liefern. Wenn es sich um größere Bezüge handelt, so würden wir Ihnen mit besonderen Vergütungen näher treten können.“ Bei einem Verkaufspreise von 10 Pf. ergibt das einen ganz hübschen Verdienst. Die Jungen aber brauchen, wenn sie ein gelesenes Heft zu Tausch geben, nur 5 Pf. zu bezahlen. Wie ist diesem Schund zu begegnen? Nach der Polizei zu rufen, hat keinen Zweck; den Kindern das Lesen dieser Schmöler einfach zu verbieten, nützt ebenso wenig. Vielleicht könnte ein Sachverständigenausschuß nützen, der sich aus Mitgliedern aller Parteien zusammensetzt und der trotzdem nicht zur Wirkungslosigkeit verdammt zu sein braucht, da bei diesen Heften Parteifragen oder Fragen der Weltanschauung nicht in Betracht kommen. In der Beurteilung dieser Bücher werden die Gebildeten aller Parteien einig sein. Vielleicht kann bei größeren Jungen helfen, wenn man ihnen einmal solche Geschichten in ihrer ganzen Erbärmlichkeit und Lächerlichkeit zeigt; denn die Hefte enthalten einen solchen Blödsinn, daß man ihn bei einigem Geschick auch Kindern zum Bewußtsein bringen kann. Man kann auch vielleicht erreichen, daß es den Kindern zur Ehrensache wird, solche Hefte nicht zu lesen.“ Im großen ganzen aber war der Kampf ergebnislos. Er wird auch, so fährt der Bericht ziemlich kleinlaut und betreten fort, immer ein vergeblicher sein, wenn es nicht gelingt, „guten, fesselnden Lesestoff zu den gleichen billigen Preisen und den gleichen günstigen Bezugsbedingungen zu liefern, so daß den Kindern überall die guten Sachen in den Weg treten, wie jetzt die schlechten. Unsere „billigen Ausgaben“, die mindestens 50 Pf. kosten, sind viel zu teuer. Auch die Schülerbibliotheken genügen heute nicht entfernt. Was nützt es, wenn das Kind zu Weihnachten einmal ein gutes Buch bekommt, oder wenn es alle vier Wochen oder noch seltener sich eins aus der Schülerbibliothek holen darf, und es verdirbt sich Tag für Tag den Magen mit den 10- und 20 Pf.-Heften? Da verliert es bald den Geschmack an guten Schriften, weil sie nicht interessant, nicht nützlich genug sind, während ich aus vielfachen Mitteilungen weiß, daß Kinder, deren Geschmack nicht überreizt ist, sogar an Stiftern jüngerer Geschlechter großen Gefallen finden können. Durch eine weitere Ausgestaltung der Schülerbibliothek, vor allem auch durch eine sorgfältige, planmäßige Einführung der Massenlektüre würde man vielleicht bei vielen eine Schutzwehr errichten können.“

Das ist alles, was Köster an Maßnahmen gegen die afterliterarische Verseuchung der Jugend in Vorschlag zu bringen vermag. Eine schwache Leistung, fürwahr, und ein schwacher Trost! Was sollen die paar Billen und Pfäutchen, die er vorschreibt, ernstlich ansichtigen gegen eine Epidemie von dem Umlange und der verheerenden Kraft der Schundliteratur? Auf so bescheidene und unzulängliche Palliativmittelchen verfaßt so ziemlich jeder erste Beste, der nur einmal flüchtig das Elend der Jugendliteratur überdenkt; sollte ein Mann, wie Köster, der seit Jahr und Tag in ernsthaftester und tiefgründigster Weise das in Rede stehende Problem studiert, nicht besseren Rat wissen, nicht wirksamere Abhilfen vorschlagen haben?

Ohne Zweifel — ist doch sein unermüdlicher Kampfesifer, den er seit mehr als einem Jahrzehnt in den vordersten Reihen der bürgerlichen Jugendschriftenbewegung betätigt, auf demselben Erkenntnisboden erwachsen, den vor zwanzig Jahren sein Waffengefährte Heinrich Wolgast in klarer, unzweideutiger Weise abgesteckt und gekennzeichnet hat. In dem Elend, welches die Jugendschriftenfäulnis über uns heraufgebracht hat — so leitete Wolgast damals sein epochenmachendes Buch „Das Elend unserer Jugenda-

literatur" ein — ist nichts tröstlicher als die Einsicht, daß die Lektüre der Kinder immer in ursächlichem Zusammenhang mit den herrschenden Erziehungsgrundsätzen gestanden hat, die ihrerseits Produkte der geschichtlichen Entwicklung sind." Und im weiteren legt er ländig und überzeugend dar, wie die große geschichtliche Umwälzung, die sich in unseren Tagen auf dem Gebiete der Arbeit vorbereitet, auch grundstürzende Umschwünge im Erziehungs-wesen, in der Kunst und künstlerischen Genußfähigkeit, auf allen Gebieten kulturellen Lebens zur Folge haben muß. Die Erkenntnis dieser inneren sozialen Zusammenhänge gibt nun auch den Schlüssel an die Hand für die Auffindung der Ursachen wie der wirksamen Bekämpfungsmethoden des Jugendlit-ferens. Unsere Kinder lesen heute Buffalo Bill und Sherlock Holmes mit derselben Eier, mit der ihre Eltern den Schinderhannes und die Muttanten Ninalbinis verschlungen haben, weil die Schule beide, Kinder wie Eltern, in der grauenhaftesten Weise verwahrlosen und verkümmern ließ. Wo bleibt die Erziehung zur Schönheit, die Anleitung zum ästhetischen Genuß, die Bildung des Geschmacks, die Kultur des reinen seelischen Empfindens? Macht man nicht tagtäglich die Jugend des Proletariats mit allen erdenklichen Scheußlichkeiten und Blutrünstigkeiten völkermörderischer Kriege bekannt? Siegt nicht System in dem hohlen, aber phrasenichtwülstigen mords-patriotischen Drill der Volksschule? Wird nicht von Amts wegen den Kindern trotz ihres Sträubens und Widerwillens eine vergiftete und verlogene Moral eingepaukt? Ist nicht der Wissensunterricht so entseßlich fad, geistlos, verdöckert und langweilig, daß die kindliche Phantastie, sobald sie dieser tödlichen Enge zu entfliehen vermag, nur Genüge zu finden vermeint, wenn sie in Uebertreibungen schwelgen, in Ungeheuerlichkeiten Orgien feiern kann? Der wahre Grund, warum die Schulnliteratur so läppig gebedit und bei der Jugend so empfängliche, so aufnahmebereite Kostgänger findet, ist in dem unbeschreiblichen Jammer der heutigen Schule und Schulerziehung zu suchen. Verbessert ihr die Schule, gebt ihr der Jugend Schönheit und Kultur, bildet ihr die Augen und Herzen, zündet ihr die Sehnsucht nach dem Edlen und wahrhaft Beglückenden in jungen Menschen-gemütern an, so werdet ihr ein Geschlecht heranwachsen sehen, das voll Eitel und Widerwillen die Schulschwarten von sich wirft wie Kost, mit dem es sich zu besudeln fürchtet. Das Elend der Jugendliteratur ist — auf die kürzeste Formel gebracht — das Elend der Schule; und mit dem Ende des Schulelends wird das Ende für das Elend der Jugendliteratur gekommen sein.

Wer wie Köster sich über diese Zusammenhänge klar ist, sollte keine Gelegenheit vorübergehen lassen, sie anderen einzuprägen; er sollte auch in seinem Geschäftsbericht nicht unausgesprochen lassen, was tiefere Einsicht und ernstere Pflicht ihm auszusprechen gebietet. Viele seiner Mitarbeiter würden dann vor der Täuschung bewahrt werden, alles Heil einzig und allein zu erwarten von dem Ausbau der Bibliotheken, der Aufstellung neuer Verzeichnisse, der Sichtung und Nachprüfung älterer Befunde, der Veranstaltung von Massen-lesuren usw. So ehrlich gewollt und wertvoll im einzelnen diese Tätigkeiten immer sein mögen, für das Ganze bedeuten sie nichts! Wenn ebendieses Ganze darüber vergessen oder aus dem Auge verloren wird. Allen diesen müßte Köster immer und immer wieder, mit jedem Male lauter und eindringlicher das Coterum censeo in die Ohren schreien: Revolutionierung der Schule! Fort mit Drill und Bücherkrum! Her mit der Arbeit, der Wirklichkeit und dem Leben für die Erziehung!

Aus dem übrigen Inhalt des Berichts, der alle das große Publikum gar nicht interessierenden Einzelheiten gewissenhaft notiert, ist nur eine Stelle noch bemerkenswert. Sie betrifft das vom sozialdemokratischen Bildungsausschuß heraus-gegebene Jugendlitverzeichniß. Köster sagt da: „Solange der Bildungsausschuß aus dem Verzeichniß der Prüfungsausschüsse auswählt, wie er das mit wenigen Ausnahmen bisher getan hat, bedeutet sein Verzeichniß für die literarische Bildung der Arbeiterjugend natürlich keine Gefahr. Aber ob der Ausschuß immer die Kraft haben wird, sozial-demokratische Tendenzschriften abzulehnen? Oder ob er nicht doch Schriften annehmen wird gerade wegen ihrer sozialdemokratischen Tendenz? auch wenn es beim literarischen Wert hapert?“ Es ist nicht recht verständlich, aus welchen Motiven heraus Köster zu diesen Bemerkungen kommt. Welche Spur von Rechtfertigung hat Köster für sein Mißtrauen und seine Zweifel? Vergißt er ganz, daß die Lehrrschaft in München es war, die dadurch, daß sie der „patriotischen (!) und religiösen Tendenz“ Existenzrecht in der Jugendlit einräumte, die Sozialdemokratie zur Herausgabe eines eigenen Jugendlitverzeichnisses nötigte? Und weiß Köster nicht, daß in der Sozialdemokratie schon zu einer Zeit, da noch kein Mensch an ihn dachte, von Marx und später von Kautsky die Erörterung und Propagierung sozialdemokratischer Grundzüge und Ideen in der Jugendlit auf entschiedenste a g e l e h n t worden ist? Würde er, als ein Mann mit geläutertem ästhetischem und sittlichem Gefühl, es nicht als tafllos und unfein empfinden, wollten wir achselzuckend und nasenrumpfend von ihm sagen: „Ob Köster nicht doch Schriften annehmen wird gerade wegen ihrer patriotischen und religiösen Tendenz? auch wenn es beim literarischen Werte hapert?“

Erwähnen wir zum Schluß noch, daß zwei Zeitschriften, die der Jugendlitverzeichniß dienen, eingegangen sind und daß Weisnachten 1907 das Verzeichniß der Vereinigung in 80 000, das Hamburger Auswahlverzeichniß in 240 000 Exemplaren verbreitet wurde (6500 an Einzeladressen, 400 ins Ausland, 700 an Buchhändler), so ist das Wesentliche aus dem Inhalte des Geschäftsberichts erschöpft.

Kleines feuilleton.

Völkertunde.

Aus Neumedlenburg. Die deutsche Marine-Expedition erstattet im Juniheft der Marine-Mundschau einen Bericht aus Muliama, der eine fesselnde Schilderung der Eingeborenen in der Landschaft Muliama enthält, die etwa in der Mitte der zum Bismarckarchipel (Melanesien) gehörenden, seit 1884 vom Deutschen Reich okkupierten Insel Neu-Medlenburg liegt. Der Leiter der Expedition, Dr. Stephan, hat sich vor allem mit dem Studium der Sprache beschäftigt, über die bisher noch keine Aufzeichnungen vorliegen. Der Verkehr mit den Eingeborenen kann zum großen Teil schon in der Landessprache erfolgen und es gelang bereits, interessante Beobachtungen über Familie, Heiratsklassen, Recht, Geheimbünde, Geistesglauben und über das Denken und Fühlen der Eingeborenen zu machen. In eine Volkszählung wurden soziologische und rassenbiologische Untersuchungen angeschlossen. Die meteorologischen Beobachtungen wurden fortgesetzt und vielfach wurde ärztliche Hilfe geleistet. Die Bewohner leben in einer Uebergangsstufe zwischen Nomadentum und Sesshaftigkeit. Die Siedlungen sind bei ihrer geringen Größe und der primitiven Anlage noch sehr beweglich. Es ließ sich nachweisen, daß mehrere Orte, von denen nur die Namen und die Kokospalmen übrig geblieben sind, erst in dieser oder der vorhergehenden Generation aufgegeben worden sind. Jede Familie besitzt neben der Wohnstätte gewöhnlich noch eine Kochhütte und eine kleine auf Pfählen gebaute Scheuer. In jedem Dorf steht wenigstens ein Männerhaus, wo die Junggesellen und Witwer schlafen und Durchreisende Unterkunft finden. Seit durch die Regierung der Landfriede gestiftet ist, verkehren die Stämme ziemlich lebhaft untereinander. Der eine will ein Schwein verhandeln, der zweite einen aus seiner Heiratsstippe besuchenden, der dritte einem Feste und dem stets damit verbundenen Festessen beizuwohnen, ein vierter hat nichts weiter vor, als eine Vergnügungsreise zu machen. Dieser Verkehr spielt sich auf dem Wege ab, der auf der Ostküste vom äußersten Süden bis zum Nordende der Insel auf Veranlassung der Regierung durch die Eingeborenen selbst angelegt worden ist. Tüchtige Seefahrer kann man die Bewohner von Muliama nicht nennen, obwohl sie noch Plankensbotten bauen und benutzen. Von Einbäumen mit Auslegern wurden nur einige Modelle gefertigt. Gegenwärtig ist kein solches Boot im Gebrauch, weil früher einige Leute in der meist starken Brandung damit gekentert sind. Von Muschelgeld wurden sieben Arten gefunden, die alle auch als Schmutz verwendet werden, hauptsächlich als Ohrgehänge und als Halsketten. Früher trugen die Frauen kostbare Lendengürtel aus mehreren Muschelgeldschmüren, die durch Schildpattspangen zusammengehalten wurden. Jetzt sind sie durch europäische Perlen verdrängt. Gejagt werden eigentlich nur Schweine, die entweder mit langen Rehen gefangen oder mit Hunden geheßt und mit Holzspieren erlegt werden. Fische werden gewöhnlich nachts bei Fadelbeleuchtung mit einem mehrspitzigen Fischspeer gespießt, aber auch mit Rehen gefangen. Die Hauptbeschäftigung bildet der Ackerbau. In dem der Gemeinde gehörenden Busch klärt sich ein Mann eine Stelle, umzäunt und bepflanzt sie und erwirbt damit das Besizrecht auf das, was er erobert. Nach der Ernte, d. h. etwa nach einem Jahre, wird das Feld aufgegeben und ein neues angelegt. Das alte verwildert rasch. Zum Fällen der Bäume gebrauchen die Männer jetzt eiserne Werkzeuge; die Frauen säubern den Boden mit den Händen oder mit trockenen Kokosschalen. Die Männer lodern dann den Boden mit Holzstöden und legen in die Löcher die Stedlinge von Yam, Taro oder Süßkartoffeln. Die Viehzucht beschränkt sich darauf, daß einige Leute Schweine und ganz vereinzelt auch Hühner halten. Da die Köpfelei unbelannt ist und Töpfe auch nicht eingeführt werden, röstet man Erdfrüchte und Fleisch, und zwar ohne Salz oder Seewasser, auf glühenden Steinen. Gemüse kocht man in der Weise gar, daß man in Holzgüßeln Blätter legt, Wasser darüber schüttet und dieses durch heiße Steine bis zum Brodeln erhitzt. Von Eisenwerkzeugen haben Messer und Axt Eingang gefunden, nur vereinzelt fanden sich noch Azitlingen aus Stein oder Muschel- und Steinwerkzeuge zum Herstellen der Muschelarmringe. Die Waffen, Speer und Keule, werden durch Tauschhandel von den Bergstämmen erworben. Die meisten Männer und Frauen tragen schon europäische Lendentücher. Früher gingen die Männer völlig nackt und die Weiber trugen an einer Lendentuchsnur vorn und hinten einen kleinen Schurz aus wohlriechenden und gefärbten Blättern. Die schönsten Schmutzstücke sind massive Muschelarmringe, die bis in die Berge hinein verbreitet sind, aber wahrscheinlich aus Tanga stammen. Eine ethnographische Sammlung, die ein vollständiges Bild von dem stark in der Auflösung begriffenen materiellen Kulturbesitz der Landschaft Muliama liefert, geht mit der nächsten Schiffsgelegenheit an das Museum für Völkertunde in Berlin ab.